

# „Wir politisieren zu viel“

Der südafrikanische Architekt Luyanda Mphahla über die alte und neue Apartheid des Städtebaus in seinem Land



Diese Wohnsiedlung in einer Township hat Luyanda Mphahla entworfen. Die Bewohner bekommen Häuser, die sie selbst weiterbauen sollen. Ein preisgekröntes Konzept.

FOTOS: WIELAND GLEICH, ARCHIGRAPHY.COM

## INTERVIEW: LAURA WEISSMÜLLER

Luyanda Mphahla, geboren 1958, war einer der ersten schwarzen Architekten Südafrikas. Sein Diplom musste er auf Robben Island machen, wo auch Nelson Mandela eingesperrt war. Der Kampf gegen das Apartheidsystem brachte Mphahla fünf Jahre hinter Gitter. Nach seiner Freilassung ging er nach Berlin, studierte an der Technischen Universität und arbeitete in Deutschland als Architekt, bevor er im Jahr 2000 nach Südafrika zurückkehrte. Seitdem hat Luyanda Mphahla sein Büro in Kapstadt, einer Stadt, die immer noch zwischen Schwarz und Weiß trennt. Ein Gespräch über Diskriminierung durch Stadtplanung, die Verantwortung der Township-Bewohner und dreidimensionales Denken.

**SZ: Kapstadt ist dieses Jahr Designhauptstadt. Sie haben das Konzept mitentwickelt. Warum wollte die Stadt den Titel?**  
Luyanda Mphahla: Kapstadt hat sich erworben, weil die Stadt so fragmentiert ist. Wir hatten die Hoffnung, dass Design auf diese Trennlinien aufmerksam machen und dabei helfen kann, die Situation zu verbessern. Diese Stadt ist wunderschön, weltbekannt für ihre Natur, für die Nähe zu den Bergen und dem Meer. Aber es gibt eine andere Seite von Kapstadt, die wir verändern müssen, bis wir sagen können: Diese Stadt steht allen ihren Bewohnern offen – unabhängig von ihrer Hautfarbe und Kultur.

**Ist das gegenwärtig denn nicht so?**  
Überhaupt nicht. Wir haben ein sehr kleines Zentrum, den City Bowl District. Es ist das wirtschaftliche Herz Kapstadts, doch hier wohnen nur 100 000 Menschen. Die Mehrheit davon ist weiß wie die Bewohner in den Suburbs. Der große Rest der 3,5 Millionen Einwohner Kapstadts ist farblich oder schwarz und lebt in den Cap Flats, der Gegend der Townships. Der gesamte Aufbau der Stadt orientiert sich an dieser Aufteilung der Viertel nach Hautfarben.

**Müsste Kapstadt dann nicht komplett neu gebaut werden, wenn man diese Trennlinien überwinden will?**  
Alle Städte Südafrikas – egal ob Durban, Port Elizabeth oder Johannesburg – sind so konstruiert, dass sie die Mächtigen schützen und ihnen Zugang zu den wichtigsten Einrichtungen gewähren und alle anderen, die nicht zu dieser Gruppe gehören, ausschließen. Es gibt aber eine Möglichkeit, das zu verändern.

**Welche wäre das?**  
Indem wir darüber nachdenken, wie sich eine Stadt entwickelt. Wie muss zum Beispiel eine Straße funktionieren, damit sie demokratischer wird und alle sie nutzen

können? In der Stadtplanung der meisten südafrikanischen Städte liegt der Fokus immer noch auf dem Auto. Es gilt als das wichtigste Verkehrsmittel. Nur: Die Mehrheit der Bevölkerung besitzt gar kein Auto! Wir brauchen endlich ein öffentliches Transportsystem, das bezahlbar ist und die Stadt mit den Townships verbindet. Im Moment tun das nur private „Minibustaxis“, die ständig hin- und herfahren und dadurch die Straßen verstopfen. Zur WM hat Kapstadt zwar das „My City Bus“-System eingeführt, aber diese Busse fahren nur vom Zentrum in die weißen Suburbs. Es gibt immer noch keine Linien, die die Stadt mit den schwarzen Townships verbinden!

**Was müsste neben dem Verkehrsnetz noch überdacht werden?**  
Wir müssen endlich neu über den sozialen Wohnungsbau nachdenken! Warum bauen wir immer nur in den Townships? Wir vergessen dabei völlig, dass auch das Zentrum ein Ort zum Wohnen sein sollte, und zwar nicht nur für die reiche Elite, sondern genauso für die Mittelklasse.

**Gerade hat Südafrika gewählt. Im Wahlkampf war der öffentliche Wohnungsbau das wichtigste Thema. Alle Parteien übertreiben sich darin, wer die meisten Häuser bauen will.**  
Nur leider hatte keine der Parteien eine Idee, wie diese Häuser wirklich aussehen müssten, damit sie auch unsere Probleme in den Städten lösen können. Als Südafrika 1994 mit dem sozialen Wohnungsbau begann, um Häuser für diejenigen zu schaffen, die sonst keine Chance auf dem Wohnungsmarkt haben, schufen wir Probleme, die wir bis heute nicht einmal richtig verstehen. Wir schmeißen einfach nur Geld und Zahlen in das Problem.

**Könnte Südafrika denn von anderen afrikanischen Ländern lernen?**  
Im Unterschied zu Südafrika haben die meisten afrikanischen Länder gar keine Townships. Dieses Konzept der städtebaulichen Trennung existiert weder in Nigeria und Simbabwe noch in Kenia oder Mosambik. Die Menschen dort haben seit der Unabhängigkeit ihrer Länder auch die Städte für sich eingenommen. Es gibt dort keine Linie, die vorgibt, wo arme Menschen leben und wo reiche. Das führt dazu, dass sich alle Bewohner als Teil ihrer Stadt empfinden. In Südafrika ist das nicht so. Hier glauben die Schwarzen nicht, dass ihnen die Stadt gehört. Sie leben in den Townships – und werden auch dort gehalten. Sozialer Wohnungsbau entsteht ausschließlich dort und zwar kilometerweise. Wir multiplizieren nur Häuser, doch Einrichtungen wie Schulen, Bibliotheken und Sportzentren fehlen völlig. Wer verspricht,

noch eine Million weitere Sozialwohnungshäuser in den Townships zu bauen, kann nicht behaupten, dass er der Bevölkerung etwas Gutes tut. Er wird nur die Strecken vergrößern, die die Menschen zur Arbeit zurücklegen müssen.

**Was also sollte sich ändern?**  
Wir müssen uns Gedanken darüber machen, welche Art von Häusern wir überhaupt brauchen. Viele Menschen ziehen in die Städte, weil sie sich dort bessere Jobs erhoffen. Sie lassen ihre Familien zurück und sind nur auf der Durchreise hier. Sollen wir wirklich für sie das gleiche Haus bauen, wie für diejenigen, die hier mit ihren Familien für immer wohnen? Es gibt kein Standardmodell, das für alle passt. Aber wir tun so. Außerdem müssen wir aufhören, unsere Städte immer größer zu machen. Gerade entsteht 40 Kilometer außerhalb der Stadt neuer sozialer Wohnungsbau. 40 Kilometer! Die Entfernungen werden immer größer, weil sich die Politik unserer Stadtplanung nicht geändert hat.

**Wollen Sie damit sagen, dass sich die Stadtplanung seit der Apartheid nicht verändert hat?**  
Wir haben den Fokus verändert, weil wir jetzt Geld für arme Viertel ausgeben. Aber dadurch vergrößern wir nur die Townships – und festigen die Trennlinien in unseren Städten.

**In den vergangenen Monaten hat es gerade in den Townships Südafrikas viele Proteste gegeben. Die Menschen fordern mehr Häuser, sie fordern bessere Straßen und vor allem wollen sie nicht mehr länger darauf warten.**  
Ich glaube nicht, dass die Menschen warten. Ich glaube eher, dass wir ihnen etwas versprochen haben, das sie entweder nicht schnell genug oder überhaupt nicht bekommen werden. Es bringt nichts, den Menschen dort immer noch mehr Häuser



„Viele Schwarze glauben, dass Weiße ihnen überlegen sind“: Luyanda Mphahla.

zu versprechen, denn wir sagen damit nur: Wartet auf uns, wartet darauf, dass wir etwas für euch machen. Der staatliche Wohnungsbau ist für Südafrika enorm wichtig. Unser Land braucht ihn, aber er nützt den Menschen auch einen gewissen Lebensstil auf. Wir müssen die Leute dazu bringen, an den Zielen mitzuarbeiten, an die wir glauben. Nicht mit Geld, sondern mit ihrer Arbeitskraft. Die Gesellschaft muss merken, dass sie eine Verantwortung hat. **Wer durch die Townships fährt, sieht überall Bewohner an ihren Häusern arbeiten. Sie zimmern sich Vorbauten, verlegen Strom. Könnte man diese handwerklichen Fähigkeiten nutzen?**

„Wir müssen endlich unsere Hände wieder dreckig machen.“

Davon bin ich überzeugt, nur ist das sehr viel aufwendiger, als immer nur die gleiche Wohnkiste aufzustellen. Meiner Meinung nach müsste die Regierung sogar mehr Geld dafür ausgeben, wie sie die Gesellschaft in den Bauprozess einbindet, als für das Haus, das dabei herauskommt. Wir müssen Menschen in den Townships ausbilden, damit sie ihre eigenen Einrichtungen entwickeln und betreuen. Damit sie merken: Das ist unser Park, das ist kein Müllplatz. Das ist ein Ort von öffentlichem Interesse und öffentlichem Wert. Es geht darum, die Menschen zu erreichen und ihre Denkweise zu verändern.

**Sie waren einer der ersten Schwarzen, die in Südafrika Architektur studierten. Hat Sie diese Erfahrung geprägt?**  
Meine Sichtweise auf das Leben und die Gesellschaft wurde sehr davon beeinflusst, dass ich hier geboren bin, hier zur Schule ging und auch hier angefangen habe zu studieren. Als ich in den Siebzigerjahren begann, Architektur zu studieren, gehörte ich zu den ersten schwarzen Studenten, die das überhaupt durften. In meiner Kindheit gab es keinen einzigen schwarzen Architekten. Erst 1976 öffneten die Universitäten ihre Tore für schwarze Studenten. Aber auch dann konnte ich nicht einfach zu der Hochschule gehen, zu der ich wollte, sondern musste erst im Ministerium eine Erlaubnis beantragen, um an einer weißen Universität zu studieren. Denn an schwarzen gab es das Fach Architektur nicht. Man war der Ansicht, dass Schwarze nicht dreidimensional denken können und es keinen Sinn ergäbe, ihnen das Entwerfen beizubringen.

**Warum wollten Sie Architekt werden?**  
Es war meine Art zu protestieren. Ich woll-

te studieren, was ich eigentlich nicht studieren durfte, und ich wollte es an einer weißen Universität tun – auch wenn das bedeutete, dass ich täglich vier Stunden für den Hin- und Rückweg brauchte. Ich durfte zwar an einer weißen Hochschule studieren, aber ich durfte dort nicht wohnen, weil die Uni in einem Wohngebiet für Weiße lag. Also wohnte ich in einer Township außerhalb Durban. Es war ein Kampf. Das hat mein Denken geformt.

**Glauben Sie, die Gesellschaft ist in den 20 Jahren nach Nelson Mandelas Sieg geerdeter geworden?**  
Die Gesellschaft ist ganz offensichtlich gerechter geworden. Kein Südafrikaner – egal ob weiß oder schwarz – kann behaupten, dass sich nichts verändert hat. Wir haben mehr Möglichkeiten, unser Land zu einem gerechteren Ort zu machen, als wir jemals hatten. Aber haben wir wirklich unsere Meinung voneinander geändert? Weiße glauben immer noch – ich verallgemeinere jetzt –, dass sie eine höhere Stellung haben. Und viele Schwarze glauben, dass Weiße ihnen überlegen sind.

**Das tun sie nicht wirklich.**  
Doch. Diese Vorstellung wird dadurch gestützt, dass sich die wirtschaftliche Situation der Weißen kaum verändert hat.

**Weiße Südafrikaner verdienen sechs Mal so viel wie schwarze.**  
So gesehen bin ich ein Teil der weißen Bevölkerung. Ich habe ein Büro im Zentrum der Stadt, ich beschäftige Mitarbeiter, ich genieße einen gewissen Lebensstandard, wohne in einem ehemaligen Vorort für Weiße, und meine Kinder gehen auf eine Schule, die früher nur weiße Kinder besuchte haben. Ich kann also nicht sagen, dass ich irgendeine Art von Diskriminierung erlebe. Aber für einen Großteil der Bevölkerung kann man das nicht behaupten.

**Braucht es einen neuen Nelson Mandela, um diese Diskriminierung zu beenden?**  
Wir werden nie wieder eine Person wie Nelson Mandela bekommen, zumindest nicht zu unseren Lebzeiten. Aber wir brauchen politische Führer, die verstehen, dass Südafrika nicht nur vom dem Status profitieren kann, den Mandela schuf. Wir müssen endlich unsere Hände wieder dreckig machen. Und wir dürfen nicht alles politisieren! Wenn wir das tun, werden wir Südafrika zerstören. Im Augenblick politisieren wir zu viel, ja eigentlich alles: Häuser bauen ist politisch, Straßen und Busse bereitstellen ist politisch. Warum? Das ist eine Dienstleistung, die Regierung hat die Pflicht, sie zu erfüllen. Bis wir diese Sichtweise nicht verändert haben, werden wir keinen neuen Nelson-Mandela-Moment bekommen.